
Kindliche Angewiesenheit und elterliche Generativität

Subjekt- und kulturtheoretische Perspektiven

Vera King

1 Kindheit als Gegenstand der Forschung

Alltägliche Vorstellungen von Lebensphasen wie Kindheit, Jugend oder Erwachsenenheit sind soziale Konstruktionen, wie in der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Forschung auf vielfältige Weise betont wurde. Sie repräsentieren sozial Hergestelltes und Übereinkünfte, die historisch und kulturell variieren, und müssen aus wissenschaftlicher Sicht in ihrer Konstruiertheit als solche erkennbar gemacht werden. Dies erscheint für das Thema Kindheit umso wichtiger, insofern sich immer dort, wo es um Natürliches zu gehen scheint, etwa um Körper oder Geschlecht, um Kindheit und Mutterschaft, rasch und wirkmächtig Alltagsvorstellungen durchsetzen, die das Soziale als festgelegt und unveränderlich deklarieren. Entsprechende Analysen der Kindheitsforschung zeigen eindrücklich, in welch hohem Maße die Vorstellungen von dem, was Kindheit ist, was Kinder sind oder sein sollen, brauchen, können und dürfen, geprägt sind von den jeweiligen spezifischen Annahmen, Normierungen oder Ideologemen, wie sie für bestimmte Zeiten, gesellschaftliche Bedingungen und soziale Felder typisch sind (Kelle/Tervooren 2008). Die generationalen Verhältnisse sind überdies gekennzeichnet durch Machtrelationen und eingebettet in soziale Ungleichheiten bezüglich Geschlecht oder Klasse und Milieu. Es gilt in diesem Sinne, generationale Ordnung als „verhandelte Ordnung, als *negotiated order* (im Sinne von A. Strauss) und als deren ständiges weiteres Bearbeiten, als prozessuales Ordnen erkennbar zu machen“, so Bühler-Niederberger (2005: 18). Ein entsprechend differenzierter Zugang besteht zum Beispiel darin, in der empirischen Forschung Prozesse und Varianten des *doing generation* zu erhellen, etwa in sog. Kinder-, Jugend- oder Erwachsenenkulturen, sowie die verinnerlichten Deutungsmuster in der „gelebte(n) Ordnung der Generationen“ aufzuzeigen (Kelle 2005: 103). Und indem „Praktiken der Unterscheidung zwischen Kindern und Erwachsenen“ nachgezeichnet (Honig 2009: 51; Prout 2011), aber auch die Wandlungen und Kontinu-

itäten von Bedingungen des Aufwachsens über mehrere (zum Beispiel familiäre) Generationen rekonstruiert werden (Ecarius 2002), können Kindheits-Diskurse und Narrative im Kontext praktischer Bedingungen von Lebensphasen erfasst werden. Übergreifend sind Alltagsauffassungen zu sozialen Phänomenen und Praktiken, von Bourdieu bezeichnet als „Prä-Konstruktionen“ des *common sense* (vgl. Bourdieu et al. 1991: 271ff.; Bourdieu/Wacquant 1996: 269), in Bezug auf Unterscheidungen von Generationen und Lebensphasen zu analysieren und zu de-konstruieren – u. a. auch um Zugang zu Veränderungspotenzialen zu bekommen. Das heißt: Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kindheit, aber auch mit Konzepten etwa des ‚autonomen Kindes‘, des ‚kompetenten Kindes‘ oder des ‚vulnerablen Kindes‘ muss sich von den Präkonstruktionen des *common sense* zu lösen bemühen, die, wie Bourdieu immer wieder betont, auch in wissenschaftliche Diskurse einfließen und allzu selbstverständlich erscheinen.

Eine weitere Steigerung der Komplexität ergibt sich allerdings aus der Herausforderung, an diesem Punkt nicht stehen zu bleiben, sondern die *konstitutions-theoretische Dimension des Generationalen* systematisch mit einzubeziehen. Oder anders formuliert – aus einer konstitutionstheoretischen Perspektive gilt es mit zu berücksichtigen, welchen strukturellen Herausforderungen der *condition humaine* die jeweilige generationale Ordnung eine kulturell variierende historische Form gibt. Denn Menschen sind endlich und neue werden geboren. Das Fortbestehen des Kulturellen über die Endlichkeit ihrer einzelnen Mitglieder hinaus wird ermöglicht und reguliert durch Formen von Weitergabe und Sorge zwischen Älteren und Jüngeren sowie – insbesondere deutlich in der Moderne – über das Zulassen von Veränderung und der Entstehung des Neuen in der Folgegeneration. Jegliche Kultur basiert insofern auf generativen und generationalen Strukturen. In diesem Sinne kann generationale Ordnung nicht auf soziale Konstruktionen oder Ideologien reduziert werden – auch wenn wiederum die Gestaltungen der Generationenverhältnisse oder die Vorstellungen dazu, was unter Erwachsensein, Kindheit oder Jugend verstanden wird, welche Rechte und Pflichten mit Lebensphasen verbunden sind, in hohem Maße variabel sind. Die strukturellen Herausforderungen und Merkmale des Generationalen, wie sie mit Natalität und Vergänglichkeit, also mit Leiblichkeit, Geburtlichkeit und Sterblichkeit verbunden sind, müssen ebenso mitgedacht werden wie die jeweilige, historisch variierende gesellschaftliche Praxis und kulturelle Ausgestaltung.

Ein weiteres Moment, das die generationalen Verhältnisse prägt, ist das, was als menschliche Frühgeburt bezeichnet wird, die vergleichsweise lange Angewiesenheit des kleinen Menschen auf Schutz und Versorgung durch elterliche Figuren oder nährenden und fürsorglichen Bezugspersonen. Unter ‚Vulnerabilität‘, dem zentralen Thema dieses Bandes, wird hier eine „konstitutionelle Versehrbarkeit“ (Brumlik

2000: 207) verstanden, eine grundlegende Dimension und Folge der leiblichen und psychischen Bedürftigkeit, wie sie mit den spezifischen Bedingungen des menschlichen Auf-die-Welt-Kommens und Heranwachsens verbunden ist. Sie gründet in der durch das „Faktum der Geburtlichkeit, der Kindlichkeit und der zwischenmenschlichen Abhängigkeit geprägten Existenzweise der menschlichen Gattung“ (Brumlik 2006: 38). Diese frühe Heteronomie geht einher mit gesteigerter Verletzlichkeit, die durch wachsende Autonomie im Verlauf des ‚Größerwerdens‘ kompensiert, aber niemals grundlegend aufgehoben wird. Sie ist nicht nur Merkmal der Kindheit, sondern Merkmal der menschlichen Existenzweise¹.

In diesem Beitrag geht es bei der Diskussion kindlicher ‚Vulnerabilität‘ insofern nicht in einem klinischen oder diagnostischen Sinne um spezifische Prädispositionen eines Kindes, verschiedene Erlebens- und Verhaltensstörungen zu entwickeln, und auch nicht um die Gleichsetzung von Vulnerabilität mit kind- oder umweltbezogenen Risikofaktoren. Ausgangspunkt ist vielmehr die basale Angewiesenheit, mit der lebensgeschichtlich konstitutiv eine Asymmetrie zwischen den Generationen, zwischen Erwachsenen und den neu geborenen und heranwachsenden Kindern verbunden ist. Wie lange diese Asymmetrie währt, wie sie im Detail zu verstehen ist und was aus ihr folgt, wird wiederum kulturell unterschiedlich interpretiert und gestaltet. Ebenso unterscheiden sich die Praktiken der Fürsorge und kulturellen Berücksichtigung der kindlichen Angewiesenheit², die als Varianten generativer Ermöglichungs- (oder eben Verhinderungs-) Bedingungen für kindliche Entwicklung bezeichnet werden können.

Diese Ermöglichungsbedingungen, die im Folgenden genauer betrachtet werden, können sowohl subjekttheoretisch als auch gesellschafts- oder kulturtheoretisch akzentuiert werden. Beides steht in Wechselwirkung: Gesellschaften sind für ihre Reproduktion und Veränderung, Individuen sind für ihre Entwicklung auf konstruktive Ermöglichungsbedingungen des Heranwachsens angewiesen. Wie und in welchem Ausmaße das geschieht, ist offenkundig variabel. Was wiederum nicht bedeutet, dass alle kulturellen Variationen, die wir kennen, gleichermaßen produktiv oder Verletzlichkeit berücksichtigend sind oder gleichermaßen funk-

-
- 1 Wie Micha Brumlik hervorhebt, ist diese Angewiesenheit nicht allein kennzeichnend für kindliche Entwicklung, sondern färbt auch die spätere oder ‚erwachsene‘ psychische Existenz mit ein, insofern etwa „Gefühle des Erwachsenenlebens auch in der Kindheit begründete Reaktionen oder Bestrebungen“ (Brumlik 2006: 39) darstellen, ohne dass, wie betont wird, diese Einsichten kehrseitig einer Vorstellung von Freiheit und Verantwortung entgegenstehen müssten (ebd. 43).
 - 2 Bekanntermaßen haben etwa Ariès (1978) oder de Mause (1989) unterschiedliche Schlussfolgerungen daraus gezogen, wie diese Asymmetrie in der Geschichte der Kindheit kulturell gedeutet und gehandhabt wurde.

tional für Prozesse der Individuation oder Autonomisierung. Nicht alle sozialen Bedingungen sind günstig für die verschiedenen Facetten des individuellen und intersubjektiven Neubeginns, wie er mit der Geburt von Kindern und mit Kindheit verbunden ist. Dazu einige Anmerkungen in Anknüpfung an Hannah Arendts Blick auf die Geburtlichkeit, die Natalität als Moment der *condition humaine* und Movens des Kulturellen gefasst hat.

2 Natalität, Generativität und Ambivalenz

Mit „der Geburt eines Menschen (beginnt) nicht nur eine andere, sondern eine neue Lebensgeschichte verbunden „mit der Hoffnung ... dass ein ganz Anderes die Kette der ewigen Wiederkehr zerbricht ... Der Neubeginn, der mit jeder Geburt in die Welt kommt, kann sich in der Welt nur darum zur Geltung bringen, weil dem Neuankömmling die Fähigkeit zukommt, selbst einen neuen Anfang zu machen, d. h. zu handeln“. Mit diesen emphatischen Worten beschrieb Hannah Arendt in ihrem Buch *Vita activa oder Vom tätigen Leben* (1959: 15f.) den spezifischen Einschnitt in den Ablauf der Geschichte, den jede Geburt eines Kindes – als Potenzial – bezeichnet. Arendt umriss dieses Potenzial, das darin besteht, den unverfügbaren Anfang des Geborenwerdens in eine eigene Lebensgeschichte und eigenes Tun zu verwandeln³. Der Neuankömmling bringt sich in der Welt zur Geltung, indem er sich das Unverfügbare anzuverwandeln und sich handelnd zu individuieren sucht. Anverwandlung des unverfügbaren Anfangs heißt: das Geboren-werden, das jedem Kind zunächst einmal „zugestoßen ist“, über das es nicht bestimmen konnte, wie es Bruno Waldenfels (2000) betont hat⁴, dieses

3 Im Rahmen dieses Beitrags geht es nicht um eine ausführliche Auseinandersetzung mit Hannah Arendt (vgl. dazu z. B. Brumlik 2000 sowie entsprechende Bezüge in Brumlik 1998). Es sei lediglich darauf verwiesen, dass ihre Betonung der Geburtlichkeit häufig rezipiert wird, gerade weil Hannah Arendt, bezogen auf das Thema der „Natalität, der Geburtlichkeit“, „eine der wenigen (ist), die sich zu diesem Thema geäußert haben“ (Waldenfels 2000: 301), in diesem Sinne als eine bemerkenswerte „Ausnahme“ gelten kann (Habermas 2005: 101), insofern in der Philosophie die Bedeutung des „unverfügbaren Anfangs“ (ebd.) bezogen auf menschliches Handeln „selten thematisiert“ wurde (Habermas 2005: 101). Eine systematisch entfaltete Ausdifferenzierung der Bedeutung von Natalität im Kontext einer subjekt- und kulturtheoretischen Konzeptualisierung der Generationenverhältnisse stand gleichwohl nicht im Zentrum von Arendts Analysen.

4 „Zuerst bin ich leiblich da, auf die Welt gekommen als Kind von Eltern. ... Dies verweist asymptotisch auf das Grundfaktum der Geburt, das seinerseits wiederum auf Andere verweist, von denen ich gezeugt, geboren und aufgezogen wurde...

„Ins-Leben-Geworfensein“ kann im Verlauf des Größerwerdens anverwandelt werden in den Neubeginn einer Geschichte, die seine eigene wird. Und damit auch eine potenziell ‚ganz andere‘ als bisherige Lebensgeschichten. In Begriffen der zeitgenössischen Kindheitsforschung könnte man geradezu sagen: Arendt verdichtete darin eine zugleich akteurszentrierte und generationsbezogene Perspektivierung, insofern es um das verändernde Handlungspotenzial des Neuankömmlings und somit auch um die Erzeugung von Neuem in der Generationengeschichte geht (von dem sie hier voraussetzen schien, dass es ‚erhofft‘ würde). Wie Micha Brumlik in einer kritischen Akzentuierung darauf bezogen herausgestellt hat, kann dieser Neubeginn allerdings nur dann gelingen, wenn die Neuankömmlinge in „einem gewissen Ausmaß auf das Fortbestehen und die Verlässlichkeit dieser Welt, in der sie sich zur Geltung bringen wollen und sollen, vertrauen können“ (Brumlik 2000: 201). Und er gelingt nur dann, wenn die in vielerlei Hinsichten heteronomen und daher schutzbedürftigen Neuankömmlinge nicht in ihrer Integrität verletzt werden. Menschen sind verletzbar durch andere, eben aufgrund der unhintergebar „intersubjektiven Verfasstheit der Angehörigen der Gattung Mensch“, aufgrund des Faktums, dass „Menschen sich prinzipiell zur Sicherung ihrer Lebensumstände nicht selbst genügen können – was für jene Menschen, die noch nicht einmal jenes geminderte Maß an wechselseitiger Abhängigkeit und relativer Autonomie erreicht haben, das dem Erwachsenenstatus zugeschrieben wird, in besonderem Maße gilt: für Babys, Kinder und Heranwachsende“ (Brumlik 2000: 200f.).

Die „Verletzbarkeit des Einen durch den Anderen“ resultiert, wie es Jürgen Habermas akzentuierte, aus einer für menschliche Entwicklung charakteristischen Abhängigkeit vom Anderen und wird eben deshalb als spannungsreich und ambivalent erlebt. Denn die „Person ist Verwundungen in den Beziehungen am schutzlosesten ausgesetzt, auf die sie zur Entfaltung ihrer Identität und zur Wahrung der Integrität am meisten angewiesen ist“ (Habermas 2005: 63). Das Kind kann sich daher auch in primären Beziehungen von denen, die es verletzen oder verletzt könnten, nicht einfach nur abwenden. Um sich individuierend lösen und relative Autonomie erlangen zu können, bedarf es vorgängiger Zuwendung, Empathie und Anerkennungserfahrungen seitens der Eltern oder primären Bezugspersonen. Das Kind, das sein eigenes Werden und Tun zur Geltung bringt, bewegt sich unausweich-

...gerade dieses Grundereignis ist nicht einfach mein eigenes, sondern hat schon bestimmte Züge der Fremdheit an sich. Die Geburt ist etwas, das mir zugestoßen ist, ein Ereignis, an dem Andere schon beteiligt waren. Später wiederholt sich dieses Ereignis“, wie Waldenfels ausführt, auch auf der Ebene symbolischer Bezogenheit und Zuordnungen (Waldenfels 2000: 305f.; vgl. dazu ausführlicher King 2002/2013: Kap. VI.1).

lich in dieser Spannung von Angewiesenheit und Eigensinn⁵. Und diese Relation von Angewiesenheit und Eigensinn verändert sich in ihrer Form und Balance im Verlauf des Heranwachsens von der Geburt bis zur Adoleszenz. Es bedarf dafür wiederum eines Schutzes oder besser: eines generativen Raums der Ermöglichung. Zumal das Neue und eben im weiteren Sinne des Wortes *Eigen-Sinnige* des Neuankömmlings seinerseits keineswegs durchgängig erwartungsfroh aufgenommen wird, also keineswegs immer oder gar eindeutig mit einer „Hoffnung“ verknüpft ist, wie es Arendt poetisch formulierte, dass ein „ganz Anderes die Kette der Wiederkehr zerbricht“ (Arendt 1959: 15). Die Ankunft des Neuen ist vielmehr stets auch von Ambivalenzen im Generationenverhältnis begleitet; Ermöglichung von Neuem bedarf daher auch des nicht (nur) destruktiven, sondern überwiegend konstruktiven Umgangs mit Ambivalenzen seitens der ‚Erwachsenen‘.⁶

Dabei verändern sich die Beweggründe für intergenerationale Ambivalenzen und ihre potenziellen Folgen (Lüscher/Hoff 2012) gleichfalls im Verlauf der Ontogenese. Intergenerationale Ambivalenz im Verhältnis zu einem Neugeborenen stellt sich beispielsweise anders dar als im Verhältnis zu einem herangewachsenen Adoleszenten. Betrachten wir die psychosoziale Ebene der Familie, so rühren Ambivalenzen bei der Geburt eines Kindes, markant insbesondere des ersten Kindes, u. a. daher, dass die psychosozialen und praktischen Lebensumstände in einem umfassenden Sinne umgestaltet werden. Etwa in Richtung dessen, was man in kritischer Erweiterung von Sterns Konzept der „Mutterschaftskonstellation“ (Stern 1995) als eine „Elternschaftskonstellation“ (King 2010b) bezeichnen könnte: Die zu lösende generative Anforderung besteht dann darin, eine Konstellation herzustellen, die es ermöglicht, ein Kind, das allein in seiner leiblichen Integrität noch hochgradig verletzbar ist, zu begleiten und sein Gedeihen im weitesten psychophysischen Sinne zu fördern. Dies vollzieht sich im Übergang zur Elternschaft vielfach mit erheblichen Verschiebungen der Beziehungs- und Identitätsgestaltungen, der Lebens- und Zeitpraxis, die konflikt- und krisenanfällig sind. Die Art der praktischen, psychischen und sozialen Bewältigung dieser Veränderungen, die Neukonstellation der Beziehungen und Lebenspraxis, der elterlichen und berufsbezogenen Identitätsaspekte infolge der

5 Vgl. dazu auch den Begriff des ‚Neubeginns‘ bei Balint (1969), der die intersubjektive Dimension betont.

6 Aus kulturanalytischer Sicht geht es überdies um eine Bewältigung der Ambivalenz seitens der gegenwärtigen „Kulturträger“ im Verhältnis zu den heranwachsenden „neue(n) Kulturträger(n)“ (Mannheim: 1928: 175). Zur Diskussion von Mannheims Konzeption der Generationsabfolge und seiner Bedeutung für einen konstitutionstheoretischen Begriff der Jugend oder Adoleszenz vgl. King (2002/2013 und 2010a).

Geburt eines Kindes schafft ein je spezifisches, idiosynkratisches⁷, zugleich kulturell geprägtes Szenario, eine Art psychosoziale Matrix für die Identitätsentwicklung des Kindes, das eben unter solchen und keinen anderen Voraussetzungen heranwächst.

Am Ende der Kindheit wiederum, in der Adoleszenz, rücken die groß gewordenen Kinder selbst an die Erwachsenenpositionen heran. Die Herangewachsenen können die Erwachsenen und ihre Lebensentwürfe auf eine neue Weise validieren oder infrage stellen und eigene Entwürfe generieren. Auch hier entsteht die Konstellation, dass die Adoleszenten von jenen, von denen sie sich lösen, noch abhängig sind. Dies erscheint oft weniger offenkundig, da die Angewiesenheit von allen Beteiligten stärker negiert oder sogar verborgen wird. Die Verletzbarkeit der Heranwachsenden liegt nun auf anderen Ebenen. Die Geburt und die Adoleszenz rahmen gleichsam die Kindheit mit ihren verschiedenen Bewegungen der Anpassung an Gegebenes und dem Einschlagen eigener Wege, des Lebens und der Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen sowie mit generational Anderen. Der Neubeginn, wie er erst mit der Geburt und dann der oft so genannten ‚zweiten Geburt‘ der Adoleszenz verknüpft ist, stellt sich unterschiedlich dar. In jedem Fall ergeben sich Herausforderungen an die generative Ermöglichung, an den Schutz vor Verletzungspotenzialen und die Bewältigung von Ambivalenzen.

Intergenerationale Praktiken und kulturelle Institutionen der Sorge und Fürsorge sind dabei, so sollte bereits deutlich geworden sein, ganz allgemein konstruktive Antworten „auf Abhängigkeiten und Angewiesenheiten, die in der Unvollkommenheit der organischen Ausstattung und der fortbestehenden Hinfälligkeit der leiblichen Existenz (besonders deutlich in Phasen von Kindheit, Krankheit und Alter) begründet sind“ (Habermas 2005: 62f.). Indem über intergenerationale Praktiken, Haltungen und Institutionen konstruktive Formen der Sorge und Fürsorge entfaltet sowie Ambivalenzen und destruktive Potenziale ‚austariert‘ oder bewältigt werden, stellen sie generative Bedingungen der Ermöglichung des Aufwachsens in einer Kultur her. Sie schaffen die Möglichkeit des Fortbestands sowie der Erneuerung der Kultur über die individuelle Endlichkeit der Einzelnen hinaus. Man könnte auch sagen: sie stellen kulturelle und intersubjektive Antworten dar sowohl auf die mit der *condition humaine* verbundene Geburtlichkeit und Vergänglichkeit, auf Natalität und Sterblichkeit, als auch auf die basale Verletzbarkeit.

7 D.h.: von den Biographien und Familiengeschichten der Eltern sowie den damit verbundenen spezifischen psychischen und sozialen Dispositionen geprägt.

3 **Figurationen der Generativität – kulturelle und intersubjektive Bedingungen der Ermöglichung des Heranwachsens der Folgegeneration**

Im nächsten Schritt werden verschiedene Dimensionen des hier entfalteten Verständnisses von Generativität subjekt- und kulturtheoretisch differenziert. Welche Thematisierungen der intersubjektiven Bedingungen der Ermöglichung des Gedeihens von Kindern finden sich in Entwicklungstheorien? Welche unterschiedlichen Akzente wurden und werden dabei gesetzt – auch mit Blick auf die mit Generativität konstitutiv verbundenen Ambivalenzen? Und an welche kulturanalytischen Perspektiven kann angeknüpft werden? Auch aus kulturtheoretischer Sicht gilt es bei der Analyse und Konzeption generativer *Ermöglichung* ebenfalls die damit verbundenen Hindernisse und Brüche zu berücksichtigen. So wird die Ermöglichung des Heranwachsens der Folgegeneration prinzipiell verstehbar als eine Art *Brücke*, die den Bruch „überspannen“ kann (Koselleck 2000: 108), der mit der *Generationsabfolge* konstitutiv verbunden ist. Denn generationale Linien sind charakterisiert, wie es Karl Mannheim (1928) auf den Punkt gebracht hatte, durch den – potenziell ambivalent und konflikthaft erfahrbaren⁸ – stets aufs Neue stattfindenden generationalen Wechsel zwischen ‚früheren‘ und ‚neuen‘, zwischen ‚gegenwärtigen‘ und ‚kommenden‘ „Kulturträgern“ (1928: 175). Der Historiker Reinhart Koselleck betont (2000), dass diese generationalen Wechsel, die eben immer auch Brüche beinhalten, kulturell gestaltet werden müssen. Diese Perspektive wird noch genauer zu betrachten sein. Es kann bereits betont werden, dass die Frage danach, auf welche Weise diese Brüche in der *kontinuierlichen Diskontinuität* des fortlaufenden Generationenwechsels ‚überspannt‘ werden können, einen kulturtheoretisch enorm bedeutsamen, (nicht nur mit Blick auf ökologische Fragen) äußerst aktuellen, wenngleich vielfach unterbelichteten Aspekt der kulturellen Entwicklung metaphorisch verdichtet. Geht es doch im Kern um die Frage, *welche Verhältnisse und Bedingungen in der Generationsabfolge im Besonderen und in einer Kultur im Allgemeinen geschaffen werden, um das Leben der Folgegenerationen konstruktiv zu ermöglichen*. Mein Vorschlag ist überdies, anknüpfend an Norbert Elias Begriff der Figuration (1920), von historisch und kulturell variierenden *Figurationen von Generativität* – also von Konstellationen der Ermöglichungsbedingungen des Aufwachsens zu sprechen.

8 Vgl. Fn. 6.

Entwicklungstheoretische Thematisierungen elterlicher Generativität

Wie wurden diese Konstellationen im Rahmen der Entwicklungsforschung thematisiert? In der Alltagssprache, aber auch in Kontexten wie jenen der demographischen Forschung, wird Generativität zeitgenössisch häufig in einem reduzierten Sinne, nämlich der Fortpflanzung verwendet. Dabei gab es in verschiedenen Disziplinen der Humanwissenschaften wichtige disziplinäre Erweiterungen. Bekannt wurde zunächst Eriksons (1959) Verwendung dieses Begriffs in seinem Modell des Lebenszyklus und der mit dem Lebensverlauf verbundenen psychischen Anforderungen und Krisenpotenziale. Erikson hat, wie man es formulieren könnte, den Begriff der Generativität auch zur Charakterisierung von ‚Erzeugerschaft‘ und einer Fähigkeit zur Sorge für das Hervorgebrachte im übergreifenden kulturellen Sinne benutzt. Führt man diesen Gedanken weiter, dann kann der Begriff der Generativität eine *psychische oder psychosoziale Elternschaft* bezeichnen, die sich nicht nur auf das Verhältnis zu eigenen Kindern reduziert, sondern übergreifend eine Haltung der kreativen Wirkmächtigkeit, der Fürsorge und Verantwortung für etwas oder andere umfasst. Bezogen auf die Nachkommen bedeutet generativ zu sein zunächst ganz allgemein, Bedingungen herzustellen, die, wie bereits angedeutet, das Gedeihen und psychische Wachstum von Kindern, Jugendlichen oder des Nachwuchses im weitesten Sinn ermöglichen. Entwicklungspsychologie oder sozialisations- und entwicklungstheoretische Forschungen haben sich diesem Thema allerdings lange Zeit erstaunlich wenig und insbesondere *wenig systematisch* gewidmet. So handelt es sich beispielsweise bei dem breit rezipierten Konzept der Entwicklungsaufgaben von Havighurst (1948), bis heute vielfach variiert und ergänzt, aus der hier ausgeführten Sicht zumeist um eine gleichsam ‚halbierte‘ Perspektive, die die generationalen Bedingungen der Ermöglichung von Entwicklung ausspart. Demgegenüber gilt es, der komplementären Frage konsequent nachzugehen, nämlich der Frage, wie *der Beitrag der jeweils erwachsenen Generation* zur Lösung der zu bewältigenden Anforderungen aussieht. Auch die Frage, mit welchen *typischen Ambivalenzen, Hindernissen und Misslingenspotenzialen* wir es in Bezug auf generative Fähigkeiten zu tun haben, ist kaum differenziert einbezogen worden. Entwicklungsaufgaben sollten – ebenso wie die typischen Hindernisse für ihre Bewältigung – auch intergenerational gefasst werden.

Empirische Studien und darauf bezogene intersubjektiv orientierte Theoreme, die sich im weitesten Sinne und in unterschiedlichen Theorie- und Begriffstraditionen mit dem Beitrag der erwachsenen Generation zum Gedeihen der Nachkommen befassen, finden sich zum Beispiel in der Familienentwicklungsforschung, in der Psychoanalyse und in der Bindungsforschung. Die Bindungstheorie hat über das Konzept der Feinfühligkeit den förderlichen elterlichen Beitrag zur kindlichen Ent-

wicklung akzentuiert, jedoch lange Zeit ausschließlich auf die Mutter bezogen, und überdies die Gründe für mangelnde Feinfühligkeit in der Eltern-Kind-Beziehung zunächst kaum einbezogen. Die psychoanalytische Theorie bietet auch Zugänge zu der Frage, welche Schwierigkeiten sich der psychischen Übernahme einer elterlich-fürsorglichen oder feinfühligten Haltung potenziell entgegenstellen können. Zugleich fällt auf, dass in den klassischen psychoanalytischen Perspektivierungen die (ödpale) Generationenspannung noch weitaus häufiger aus der Sicht des Kindes oder mit Blick auf die psychischen Anforderungen, die sich dem Kind stellen, formuliert worden ist als mit Blick auf die komplementären Anforderungen, die die Eltern zu bewältigen haben.

Konzeptuelle psychoanalytische Ansatzpunkte, die generative Bedingungen für kindliches Gedeihen thematisieren, stellen zum Beispiel Winnicotts (1958) ebenso schlichte wie prägnante Formulierung von der *good enough mother* dar oder auch Bions (1961) Überlegungen zum *containing*. Eine Konzeptualisierung des folgenreichen elterlichen Beitrags zur Affektregulation des Kindes und der damit verbundenen Entwicklungspotenziale (z. B. der Mentalisierungsfähigkeiten) bieten Fonagy et al. (2002). Stern (1995) akzentuierte, darin ähnlich wie Winnicott, mit dem erwähnten Konzept der ‚*motherhood constellation*‘ die psychische Verfassung der Mutter, die das Gedeihen des Kindes ermöglicht, und bezog in einigen Hinsichten auch die Frage mit ein, mit welchen typischen Krisen und Konflikten diese generative Konstellation verbunden sein kann, während er die Rolle der Väter geringer veranschlagte. Dem widersprechen wiederum rezente intergenerational ausgerichtete Ansätze, die gerade auch die Wandlungen der Väterlichkeit (z. B. Dammasch/Metzger 2006, Flaake 2011), aber auch die Probleme im Übergang zur väterlich generativen Position (vgl. Garstick 2013) und die triadische Struktur der gedeihlichen primären Interaktionen betonen (vgl. von Klitzing 2002). Hinweise auf die generative Bedeutung der Eltern-Kind-Interaktion geben auch Konzepte zur Entwicklung sozialer Kognition oder sozial-kognitiver Entwicklung (Tomasello 1995). Andere Beispiele lassen sich finden, übergreifend ist jedoch in vielen Bereichen der Entwicklungsforschung die Ausarbeitung der generativen psychischen Voraussetzungen und elterlichen Ermöglichungen des Gedeihens der Nachkommen häufig weniger ausdifferenziert als die sog. Entwicklungsaufgaben der Kinder. Dabei zeigen gerade auch zeitgenössische Forschungen, dass sich die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen auf die kindliche und spätere Entwicklung über „embodied memories“ nachhaltig auswirkt (Leuzinger-Bohleber/Haubl/Brumlik 2006). Die „frühen Beziehungserfahrungen ... erhalten sich im Sinne des Embodiments im Körper. Dadurch bestimmen sie späteres Denken, Fühlen und Handeln grundlegend“ (Leuzinger-Bohleber/Pfeiffer 2013: 20).

Dass trotz dieser und vergleichbar eindrücklicher Befunde die generativen Bedingungen und Aufgaben der Eltern für die Entwicklung der Nachkommen vielfach zu wenig ausdifferenziert wurden, gilt umso mehr, je älter das Kind ist: Je älter die Heranwachsenden, umso weniger oder unsystematischer werden die intergenerationalen Bedingungen thematisiert. Die Bedeutung von Generativität, der produktiv ‚ermöglichenden‘ Voraussetzungen seitens der Elterngeneration, wird gerade für adoleszente Entwicklungen besonders leicht unterschätzt. Dies obgleich die Ambivalenz sich steigert, da es nun im Kern auch um die Bewältigung jener Anforderungen geht, wie sie mit dem symbolischen Wechsel der Plätze in der Generationsabfolge verbunden sind, wie es Legendre (1985) pointiert hat. Das Konzept der Generativität kann aus dieser Sicht noch differenziert werden als Ermöglichung von Entwicklung als einem Umgestaltungsprozess, der Neues hervorbringt – und damit potenziell *Altes und Eigenes (der Elterngeneration) infrage stellt*. Damit ist ein weiterer wichtiger Aspekt im Verständnis von Generativität angesprochen: Dass Generativität nämlich nicht nur Wirkmächtigkeit oder Erzeugerschaft im Sinne Eriksons bedeutet, sondern darüber hinaus konstitutiv auch die Eigenschaften einer *Gabe* hat, insofern auch eine Verlust- und Verzichtseite, und mit entsprechenden *Ambivalenzen* verknüpft ist (King 2010a, 2011).

Exkurs: elterliche Gabe als konstitutives Moment der Generativität

Der Philosoph Michael Sandel geht davon aus, dass fürsorgende Elternschaft charakterisierbar sei durch die Haltung, Kinder „als Gabe zu schätzen“ und dabei auch eine Art „Offenheit für das Unerbetene“ (Sandel 2008: 67) zu bewahren. Diese Offenheit biete den Schutz für die Entwicklung des Kindes, das durch Ablehnung seiner Besonderheiten und Eigenschaften in hohem Maße verletzt werden kann. Damit lässt sich komplementär die elterliche Generativität, die das Kind als solches annehmen und sein Gedeihen ermöglichen kann, als eine Fähigkeit zu geben, zur Gabe begreifen. Eine vergleichbare Vorstellung entfaltet Harry Frankfurt (2005), wenn er in seinem philosophischen Diskurs als Kern dessen, was elterliche Liebe ausmacht, eine ‚Unbedingtheit‘ annimmt, also eine Liebe, die ihre Zuwendung nicht an Konditionen knüpft, sondern dadurch gekennzeichnet sei, dass sie etwa bereit ist, den Anderen um seiner selbst willen (nicht zweckgebunden) in seinem ‚So-und nicht-anders-Sein‘ anzuerkennen und anzunehmen. Stern akzentuiert, wiederum anknüpfend an Winnicott, aus psychologischer Sicht, dass schon nach der Geburt eines Kindes – mehr oder minder gelingend – die Diskrepanzen zwischen dem realen und dem vorgestellten Kind bearbeitet werden müssten, um einen konstruktiven Entwicklungsraum zu schaffen (1998: 31ff.). Analog beschreibt er für den Übergang zur Elternschaft die „Notwendigkeit“, die Interessen des angewiesenen Kindes

phasenweise oder potenziell „über“ die „eigenen zu stellen“ (1998: 36). Diese – mit Blick auf die Angewiesenheit des Kindes formulierte – psychische Voraussetzung ist dabei freilich nicht gleichzusetzen mit einer *auch tatsächlich vorhandenen, entsprechenden* Fähigkeit oder *Bereitschaft* der Eltern.

So ist auch hier zu betonen, dass die Vorstellung von der elterlichen Fähigkeit zur *Gabe* als einer Qualität der Zuwendung, die sich nicht an Bedingungen knüpft, eine *strukturlogische* und keine empirische Betrachtung beinhaltet. Dieser strukturlogischen Sichtweise widerspricht nicht, dass real und empirisch Eltern-Kind-Beziehungen immer auch von anderen Bedürfnissen und Motivlagen durchzogen, eingefärbt oder maßgeblich geprägt sind oder dass Eltern ihr Kind mitunter – phasenweise oder durchgängig – nur dann akzeptieren (können), wenn es bestimmte Bedingungen erfüllt: wenn es zum Beispiel gesund oder intelligent erscheint, ein bestimmtes Geschlecht oder Aussehen hat oder Geige spielt, erfolgreich, stark oder schwach oder was auch immer sei. Es wäre dann (lediglich) festzuhalten, dass es sich hier um eine eher selbstbezügliche, in manchen Hinsichten *nicht anerkennende* Form⁹ von elterlicher Bezugnahme handelt, die für das psychische Gedeihen des Kindes, wenn diese Haltung dominiert und dauerhaft ist, entsprechende Folgen haben kann.

Das Thema der *Gabe* und die Beziehungen von *Gabe* und Gegengabe hat insbesondere Paul Ricoeur im Zusammenhang mit der Frage einer Beziehung der Anerkennung diskutiert (dabei Bezug nehmend auch auf Honneth 1992). Ricoeur (2006) hat die vielfach diskutierten konzeptuellen Probleme des Verständnisses des Gabentauschs, die in Anschluss an Mauss (1975) erörtert wurden, sehr prägnant auf den Punkt gebracht¹⁰: Als konstitutives Moment einer *Gabe*, die nicht den Gesetzen des Warentauschs und der Logik des ‚Preises‘ unterliegt, sieht Ricoeur die Großherzigkeit und Großzügigkeit an¹¹, bei der jede *Gabe* gleichsam etwas vom Gebenden, ‚etwas von sich selbst‘ enthält, also eine ‚Hin-Gabe‘ beinhaltet. Die Gegengabe ist dann nicht eine „Rückerstattung, die strenggenommen die erste *Gabe* (als ‚Gabe‘, VK) vernichten würde“ (Ricoeur 2006: 301), sondern eine „Art ... zweiter erster *Gabe*“ (ebd.: 301). Das Komplement zur ersten *Gabe* ist in Ricoeurs Verständnis also gerade nicht die Rückerstattung, sondern die „Dankbarkeit“ des Empfangenden (ebd.: 303 ff.), aus der heraus eine ‚Gegengabe‘ erfolgen kann. Dieser komplexe Prozess des Gebens und Empfangens bleibt, wie auch Ricoeur betont, dabei

9 Vgl. dazu Axel Honneths (1992) anerkennungstheoretische Erörterungen zur elterlichen Liebe sowie, mit etwas anderen Akzentuierungen, die Überlegungen von Jessica Benjamin (1988) zur Bedeutung der elterlichen Anerkennung für die psychische Entwicklung des Kindes.

10 Ricoeur knüpft dabei seinerseits an Henaff (2002) an, der den Kreis von *Gabe* und Gegengabe jenseits des Marktes, ‚ohne Preis‘, analysierte.

11 Im Sinne der „Agape“ (vgl. Ricoeur 2006: 280f.).

in allen Dimensionen immer auch potenziell *konflikthaft*. Psychoanalytisch-entwicklungstheoretisch betrachtet, also mit Blick auf die intrapsychische Dynamik des Kindes und die kindlichen Aspekte des Erwachsenen ist auch die Dankbarkeit – ähnlich wie Generativität – eine Fähigkeit, die erst erlangt werden muss, die fragil ist und unter Umständen kaum je oder niemals erlangt wird. Wenn der Neid (etwa aufgrund mangelnder eigener Erfahrung des Anerkanntwerden-Seins) auf denjenigen, der gibt und geben kann, vorherrschend bleibt (vgl. Klein 1957), kann das Empfangen schwer ertragen werden und Dankbarkeit wird gleichsam vom Neid auf den Gebenden überwältigt.

Bezogen auf die *generativen gebenden Seiten im Kontext der Elternschaft* ist aus dieser Sicht wiederum festzuhalten, dass die mit Großzügigkeit konstitutiv verbundene Verlust- und Verzichtseite des elterlichen Gebens, der ‚Hin-Gabe‘ an das Kind, ebenfalls – im Besonderen aufgrund eigener Mangelserfahrungen – phasenweise oder dauerhaft überfordern kann. Unter diesen Bedingungen können Ambivalenzen nicht mehr produktiv bewältigt werden, sodass eher destruktive Aspekte in Generationenbeziehungen dominieren, die dabei ganz unterschiedliche Formen annehmen können (also nicht nur explizite, intentionale Destruktivität oder Aggressivität seitens der Erwachsenengeneration, sondern eben auch indirekte Formen). Die Schwierigkeit oder Unfähigkeit zu geben zeigt sich etwa darin, einfach gesprochen, den Verlust durch das Geben möglichst rasch und möglichst umfassend ausgeglichen zu bekommen – zum Beispiel, indem Kinder sich in erster Linie als geeignet erweisen müssen, eigene Bedürfnisse zu befriedigen. Sandel hat dieses Thema im Zusammenhang der reproduktionstechnologischen Optimierungsmöglichkeiten diskutiert. Zugleich verwies er aber auch auf die Zunahme erzieherischer Optimierungsversuche, die mit bedrängenden Ambitionen der Eltern für ihre Kinder einhergehen können.

Generativität aus kulturalanalytischer Sicht

In den bisherigen Ausführungen wurden folgende Aspekte von Generativität erläutert: Zunächst wurde Generativität als Erzeugerschaft, als psychische oder psychosoziale Elternschaft, Haltung der kreativen Wirkmächtigkeit, der Fürsorge und Verantwortung für etwas oder andere akzentuiert. Bezogen auf die Nachkommen bedeutet generativ zu sein, die Herstellung von Bedingungen zur Ermöglichung des Gedeihens und psychischen Wachstums. Generativität ist in diesem Sinne mit der Fähigkeit zur *Gabe* verbunden, hat Momente einer Hin-Gabe und insofern auch eine (unterschiedlich konstruktiv ertragbare oder eben potenziell auch als unerträglich überfordernd erlebte) Verlust- und Verzichtseite. Bezogen auf die *Ambivalenz* in Generationenbeziehungen, die Generationenspannung, drückt sich eine generative Haltung insofern darin aus, dass intergenerational Neues zu-

gelassen werden kann, das potenziell das vorausgehende Eigene infrage stellt. In kulturanalytischer Hinsicht, und dies soll anknüpfend an Koselleck noch genauer betrachtet werden, bezeichnet Generativität *eine gesellschaftlich sich wandelnde Form* der kulturellen Weitergabe und Entstehung von Neuem. Der Historiker Reinhart Koselleck (2000, wiederum anknüpfend an Hannah Arendts Sicht auf Geburtlichkeit) spricht von ‚Generativität‘ als einer „gleichsam transzendentalen Bestimmung“, der empirisch die „Wirklichkeit und Wirksamkeit von Generationen in ihrer diachronen Sukzession“ entspreche (107). Dabei hat der Begriff der Generativität bei Koselleck noch eine Art metaphorischer Offenheit. Er reflektiert den zwischen den Generationen wirksamen Prozess der Kulturbildung, dabei die Brüche und Neubildungen, die fortlaufenden Ausschlüsse und Eintritte in der Generationsabfolge einbeziehend.

„In der Generativität liegt jene Endlichkeit beschlossen, die zu den zeitlichen Voraussetzungen gehört, immer neue mögliche Geschichten aus sich hervorzutreiben. Die zwangsläufige Abfolge von Generationen in ihrer sich forzeugenden faktischen und zeitlichen Überlappung führt zu immer neuen Ausschlüssen... Ohne diese Ausschlüsse ist keine Geschichte denkbar...(107).

So lassen sich alle tatsächlichen Geschichten nach zwei Möglichkeiten hin aufschlüsseln: Entweder gelingt es, den generativ vorgegebenen Bruch zu überspannen, oder es gelingt dies nicht. ...“ (Koselleck 2000: 107f.)

In kultureller Hinsicht lässt sich Generativität also, wie bereits betont wurde, als eine *Brücke* begreifen zwischen der individuellen Begrenztheit und Endlichkeit auf der einen Seite und dem Fortbestehen der Generationslinie und der kulturellen Praxis auf der anderen. Generativität beinhaltet insofern ein Moment von *symbolischer Überschreitung* der individuellen Lebensgeschichte in der Generationenlinie. In diesem Sinne handelt es sich um ein transzendentes Moment: nämlich um eine die individuelle Lebenszeit im Symbolischen überschreitende Grundbedingung für eine produktive Fortsetzung der Generationenlinie, die sowohl kulturelle Weitergabe einschließt als auch die Ermöglichung des Neuen. Zugleich liegt darin ein *Potenzial der Versöhnung mit der eigenen Begrenztheit* und individuellen Vergänglichkeit. Dabei sind sowohl Weitergabe als auch die Entstehung des Neuen im Generationsverhältnis gebunden, so zeigte sich, an eine überwiegend produktive Verarbeitung der mit der Generationsabfolge unhintergebar verbundenen Ambivalenzen. Nicht zuletzt tritt auf diese Weise die zentrale Bedeutung von *Zeitlichkeit* im Generationenverhältnis hervor, die an die Unterscheidung des Philosophen Hans Blumenberg (2001) zwischen Weltzeit und Lebenszeit erinnert. Blumenberg akzentuierte den Bruch zwischen der Endlichkeit der Lebenszeit und der potenziellen Unendlichkeit der Weltzeit, der kulturell und individuell überbrückt werden muss. Diese Brücke

wird ermöglicht oder gebildet, wie wir nun sagen können, durch Generativität: durch Weitergabe, durch die historisch und kulturell variierende Fähigkeit zur Sorge für (ermöglichende Lebensbedingungen für) die Nachkommen.

Als kulturelle Dimensionen von Generativität lassen sich festhalten:

- Generativität bezeichnet eine *Brücke* zwischen der individuellen Endlichkeit auf der einen Seite und dem Fortbestehen der Kultur.
- Generativität bezeichnet eine *symbolische Überschreitung* der individuellen Lebensgeschichte in der Generationenlinie, die sowohl kulturelle Weitergabe einschließt als auch die Ermöglichung und Entstehung des Neuen.
- Generativität beinhaltet ein Potenzial der *Versöhnung mit Begrenztheit* und Vergänglichkeit.
- Figurationen von Generativität und die Bewältigung intergenerationaler Ambivalenz unterliegen *historischen Veränderungen*.

Vormoderne Figurationen von Generativität sind etwa dadurch charakterisierbar, dass Generationsverhältnisse in festgefügte soziale Ordnungen eingebettet sind. In der Moderne entstehen individualisierte Anforderungen an generative Kompetenzen, sodass auch Ambivalenzen in höherem Maße *individuell* austariert werden müssen – mit der Gefahr der Überforderung. Zugleich spielen weiterhin Machtverhältnisse, auch zwischen den Geschlechtern, und soziale Ungleichheiten eine Rolle. Abschließend erfolgen einige skizzenhafte Anmerkungen zu zeitgenössischen Wandlungen in Generationsverhältnissen und Figurationen von Generativität.

4 Anmerkungen zu gegenwärtigen Figurationen der Generativität: optimierte Kindheiten ¹²

Wie lassen sich gegenwärtige Figurationen von Generativität in der hier gebotenen Knappheit verdichten? Wie sind sie mit den Bedingungen des Aufwachsens verknüpft? Rezente Studien, auf Deutschland bezogen, konstatieren Risiken des Aufwachsens im Zusammenhang mit Ungleichheiten, mit prekären und ungünstigen sozio-ökonomischen Lebenlagen¹³. Sie akzentuieren weiterhin das über viele Milieus

¹² Vgl. dazu ausführlicher King 2013b.

¹³ Vgl. dazu BMFSFJ (2012); Andresen u. a. (2011) sowie die entsprechenden Beiträge in diesem Band.

verbreitete Ringen um Balance von Familie und Beruf – aber auch eine niedrige Geburtenrate, die nicht realisierten Kinderwünsche, die vielfach im Zusammenhang mit antizipierten Zeit- und Vereinbarkeitskonflikten gesehen werden (BMFSFJ 2006). Und schließlich wird für viele Familien das Bemühen darum herausgestellt, für Kinder förderliche Bedingungen zu schaffen. Es habe, so Henry-Hutmacher (2010), „noch nie so viele reflektierende, bewusst erziehende Eltern wie heute“ gegeben (ebd.: 3), die zugleich unter erheblichem Optimierungsdruck stünden. Viele wollen ‚das Beste‘ für ihre Kinder und einer optimalen Unterstützung des Kindes wird in verschiedenen sozialen Milieus große Bedeutung zugemessen. Diese vielfältig beobachtbaren Optimierungsbestrebungen haben dabei unterschiedlich konstruktive Konsequenzen und gehen mit gewissen Widersprüchen einher, die hier nur kursorisch skizziert werden können.

Zunächst einmal lassen sich diese Bestrebungen als Folge des veränderten Stellenwerts von Kindern in (spät)modernen Biographien verstehen. Zum anderen resultieren sie daraus, dass Kinder auf eine unwägbare, da rasch sich wandelnde Zukunft nur dann ausreichend vorbereitet erscheinen, wenn sie eben die bestmöglichen Voraussetzungen mitbringen. Kinder sollen möglichst frühzeitig ‚Talente‘ ausbilden und in Konkurrenz mit anderen gut bestehen können. Gerade in Bezug auf die Bildungsvoraussetzungen wird dieses Thema in den Medien und anderen Bereichen der Öffentlichkeit permanent ventiliert. Wie verbreitete Diskurse über „die beste Frühförderung, die beste Schule, die effektivste und förderndste Freizeitgestaltung der Kinder“ zeigen, hinterlässt die „Wettbewerbslogik“ auch in den privaten Räumen des Aufwachsens und der Familie entsprechende Spuren (Henry-Huthmacher 2010: 3). Zugleich haben sich Entwicklungs- und Bildungszeiten, die Kindern zugestanden werden, in einigen Bereichen eher verringert. Diese Tendenzen stehen in Zusammenhang mit Wandlungen von Zeitverhältnissen in Richtung Beschleunigung, Flexibilisierung, Mobilität und effizienzorientierter Lebensführung, die sich in unterschiedlichen und überdies tendenziell entgrenzten Lebensbereichen bemerkbar machen: im Bildungssystem, in Beruf und Familie (Rosa 2005; Zeiher 2009; King 2013a; Jurczyk/Szymenderski 2012). So muss Alltagspraxis genau geplant und zugleich in höherem Maße situativ und ereignisabhängiger gestaltet werden. Erfolgsbedingung ist es, nicht nur schnell zu sein; vielmehr gilt es überdies, sich rasch umstellen zu können.

Auch Heranwachsende sind mit entsprechenden Anforderungen früh konfrontiert (Damasch/Teising 2013). Diese zeigen sich in Deutschland darin, dass Bildungszeiten verkürzt werden und in einigen Bereichen die Verlagerung von Leistungsanforderungen auf frühe Phasen des Lebens zunimmt. Normen von Bildung und Erziehung verschieben sich in Richtung dessen, institutionelle Ziele und angestrebte Kompetenzen schneller, effektiver und in jüngerem Alter zu errei-

chen. Ebenso wichtig erscheint es dann, möglichst früh erfolgversprechende Wege einzuschlagen. Wie Sandel (2008) für die USA betont (und vergleichbare Trends zeigen sich auch in Asien und Europa), sorgen sich viele Eltern schon bei kleinen Kindern um günstige Ausgangspositionen. So beginne beispielsweise in bestimmten Milieus „das Gerangel um die richtige Platzierung und Positionierung ihrer Kinder für die Zulassung zu einer Elite-Hochschule bereits in der frühen Kindheit“ (ebd., S. 78), indem von Anfang an Plätze in begehrten Vorschulen, Grundschulen usw. zu erkämpfen versucht werden¹⁴. Das Bestehen im Wettbewerb um soziale Positionen muss dann früh eingeübt und Zeitbewusstheit kontinuierlich verinnerlicht werden. Hinzu kommt: Während Kinder in vielen Bereichen immer früher lernen sollen, Zeit zu kontrollieren, rasch zu lernen¹⁵, werden kulturelle Praktiken oder Wissensbestände zugleich schneller verworfen.

Das von Hannah Arendt emphatisch ausgemalte Potenzial des Neubeginns, das mit der kindlichen Geburt und Ontogenese verknüpft ist, steht offenbar unter dem Diktum bedrängter Zeit und der Optimierungszwänge. Kinder sollen sich zur Geltung bringen, aber möglichst rasch, früh und immer aufs Neue angepasst an die wechselnden Bedingungen. In der Logik der adaptiven Effizienzsteigerung verkommt jedoch initiiertes Handeln potenziell zur Re-Aktion, zur Unterwerfung unter das Geforderte. Eine der zentralen Fähigkeiten, die im Prozess des Aufwachsens gelernt werden müssen, um zurechtzukommen, ist dann die psychische Kompetenz zur flexiblen Umstellung auf rasch wechselnde, neue Situationen, Inhalte und

14 Sandel bietet in seiner Schrift *The Case about Perfection* eine Fülle von Beispielen dazu, welche teils eigentümlichen und zugleich vielsagenden Blüten diese von Eltern ‚für‘ und ‚über‘ ihre Kinder geführten Anstrengungen hervortreiben. So zum Beispiel: „Wenn Kinder im Vorschulalter sich bei privaten Kindergärten und Grundschulen bewerben, hängt ihr Schicksal von wohlwollenden Empfehlungsschreiben und einem standardisierten Test zur Messung ihrer Intelligenz ab. Manche Eltern lassen ihre Kinder auf diesen Test vorbereiten. Viele geben sogar 34,95 Dollar für ein neues, viel verkauftes Spielzeug aus, ein buntes Gerät mit Lichtern und Digitalanzeige, das kleinen Kindern beibringen soll, wie sie bei einem standardisierten Test die Zeit einhalten. Empfohlen für Kinder im Alter ab vier Jahren, bietet der *TimeTracker* eine hilfsbereite elektronische Männerstimme, die verkündet: ‚Anfangen‘ und ‚Zeit abgelaufen‘“ (ebd., S. 78f.). Insbesondere die ‚spielerisch pädagogisch‘ eingebaute Mahnung der *abgelaufenen Zeit* ist als disziplinierende Figur – über solche speziellen Beispiele hinaus – in ihrer teils manifesten, vielfach auch latenten Wirkung nicht zu unterschätzen.

15 Und kehrseitig wiederum beschreibt Sandel, dass „eine wachsende Anzahl von Eltern versucht, bei ihren Kindern in der Mittel- oder Oberstufe eine Lernschwäche diagnostizieren zu lassen, nur um zusätzliche Zeit für die Aufnahmeprüfung (auf die Hochschule, V.K.) zu bekommen“ (2008, S. 76). Die Spannung zwischen der Anpassung an Zeit- und Leistungsdruck und Versuchen der Kompensation des Misslingens zeigt sich u. a. auch in der Verwendung von leistungs- oder konzentrationssteigernden Mitteln.

Bedingungen. Aus dieser Sicht ist es gerade das biographische Erlernen einer Art kompetenter *optimierter Selbstflexibilisierung*, die als funktional oder auch unhintergebar erscheint. Damit ist im Kern zugleich eine hohe Anforderung vor allem an Trennungsfähigkeiten gestellt, die jedoch – paradoxerweise – nur im Kontext verlässlicher, langfristiger, stabiler Beziehungserfahrungen heranreifen können. Denn gerade die auf körperliche und emotionale Bedürftigkeit ausgerichteten familialen Fürsorgebeziehungen unterliegen einer eigenen Zeitlogik und lassen sich nicht unbeschadet beschleunigen oder flexibilisieren. Leibbasierte Wachstums- und Reifungsprozesse sind nicht zeitlich steuerbar. Bedürfnisse oder Nöte von Kindern, aber auch von Kranken oder Pflegebedürftigen widersetzen sich der gezielten Planung. Wie Sabine Andresen, Klaus Hurrelmann und Ulrich Schneekloth in ihrer World-Vision-Kinderstudie betont haben, ist die von den Eltern aufgebrauchte Zeit auch aus Sicht der Kinder selbst ein wichtiger Faktor (Andresen/Hurrelmann/Schneekloth 2011).

Übergreifend muss Fürsorge für Heranwachsende insofern auf Dauer und auf Stabilität ausgerichtet sein, als etwa die Entwicklung von Selbstvertrauen, Beziehungsfähigkeit und Autonomie ‚ausreichend guter‘ Eltern-Kind-Beziehungen bedarf, die mit der Erfahrung von Verlässlichkeit verknüpft sind. Fürsorge basiert in vielen Hinsichten auf Sich-Zeitnehmen, auf Muße für Beziehung, Gespräch, emotionalen Austausch. Sorge für die heranwachsende Generation – vor allem in der Elternschaft, wenn auch keinesfalls auf diese beschränkt – ist daher mit einem Engagement in der Zeit verbunden. Nicht nur „die Welt“ kostet Zeit, wie Blumenberg formuliert hatte (2001: 73), sondern auch das Fortbestehen in der Welt, die Sorge für die Nachkommen beruhen auf einer „Gabe von Zeit“ (King 2011). Die Zeitlogik der familialen Fürsorgebeziehungen steht insofern in einem schwer bewältigbaren Spannungsverhältnis zur systemischen Logik des dynamischen gesellschaftlichen Wachstums, das vielfach Schnelligkeit, Flexibilität und Mobilität verlangt. Die Optimierungsbestrebungen und hohen Ansprüche an Familie können dadurch gleichsam in eine vorwiegend instrumentelle Logik ‚umkippen‘ und ihren Einzug in den familialen Raum begünstigen. Etwa im Sinne von: Wir haben Zeitkonflikte und müssen Zeit effektiv nutzen, also beschränken wir unser Handeln auf Dinge, die ‚etwas bringen‘ (bezüglich Bildungskarriere, Distinktionsgewinn usw.). Die generativen Entwicklungsräume können durch instrumentelle Effizienz- und Optimierungslogiken überformt oder eingeschränkt werden. Zugleich wird eine folgenreiche Paradoxie der damit verbundenen gesellschaftlichen Wandlungen deutlich: Sie besteht darin, dass auf der einen Seite ein gesellschaftliches Ideal der Flexibilität und Mobilität eine souveräne Trennungskompetenz, Autonomie und Bildungsfähigkeit erfordert oder auch zu suggerieren vorgibt. Dass auf der anderen Seite jedoch – und zwar wiederum gerade infolge von Beschleunigung, Optimie-

rungsansprüchen und Flexibilisierung – die Bedingungen der Ermöglichung von Autonomie – nämlich „Verlässlichkeit dieser Welt“ (Brumlik 2000: 201), ausreichend zuverlässige generative Verhältnisse – für die Heranwachsenden gerade labilisiert und dadurch neue Formen der Vulnerabilität erzeugt werden können.

Literatur

- Andresen, Sabine/Hurrelmann, Klaus/Schneekloth, Ulrich (2011): Die World Vision Kinder Studien 2007 und 2010: Zentrale Ergebnisse. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 3, 321-332.
- Arendt, Hannah (1958): *Vita activa oder vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Ariès, Philippe (1979): *Geschichte der Kindheit*. München: dtv.
- Balint, Michael (1969). Wandlungen der therapeutischen Ziele und Techniken in der Psychoanalyse. In: *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Fischer, 222-236.
- Benjamin, Jessica (1988): *Die Fesseln der Liebe*. Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld.
- Bion, Wilfred: (1961): *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt/M. : Suhrkamp 1992.
- Blumenberg, Hans (2001): *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt/M. Suhrkamp.
- BMFSFJ (2006): Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. *Siebter Familienbericht*. – Berlin.
- BMFSFJ (2012): Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: *Familienreport 2011*. Leistungen, Wirkungen, Trends. – Berlin.
- Bourdieu, Pierre /Chamboderon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): *Soziologie als Beruf*. De Gruyter, Berlin.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic (1996): *Reflexive Anthropologie*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Bowlby, John (1982): *Bindung – Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. München: Kindler.
- Brumlik, Micha (2006): Einführung in das Denken von Antonio R. Damasio. In: Leuzinger-Bohleber, Marianne; Haubl, Rolf; Brumlik, Micha (Hg.): *Bindung, Trauma und soziale Gewalt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 35-40.
- Brumlik, Micha (2000): Moralische Gefühle – Vertrauen und Scham. In: Winterhager-Schmid, Luise (Hrsg.): *Erfahrung mit Generationendifferenz*. Weinheim: Beltz, 195-207.
- Brumlik, Micha (1998): Zeitgenossenschaft – Eine Ethik für die Generationen. In: Ecarius, Jutta (Hg.): *Was will denn die jüngere Generation mit der älteren?* Opladen: Leske+Budrich, 139-158.
- Bühler-Niederberger, Doris (2005): *Kindheit und die Ordnung der Verhältnisse*. Weinheim: Juventa,
- Dammasch, Frank/Metzger, Hans-Geert (2006) (Hg.): Die Bedeutung des Vaters. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Dammasch, Frank/Teising, Martin (2013) (Hg.): *Das modernisierte Kind*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.

- deMause, Lloyd (1989): Evolution der Kindheit. In: Lloyd deMause (Hg.). *Hört ihr die Kinder weinen: eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*. (6. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989 a, 12-111.
- Ecarius, Jutta (2002): *Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Elias, Norbert (1970): *Was ist Soziologie?* München: Juventa.
- Erikson, Erik H. (1979): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Flaake, Karin (2011): Gender, Care und veränderte Arbeitsteilungen in Familien – geteilte Elternschaft und Wandlungen in familialen Geschlechterverhältnissen. *Gender*, H. 3, S. 73-88.
- Fonagy, Peter et al. (2002): *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart. Klett-Cotta.
- Frankfurt, Harry (2005): *Gründe der Liebe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Garstick, Egon (2013): *Junge Väter in seelischen Krisen*. Stuttgart, Klett-Cotta.
- Habermas, Jürgen (2005): *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Havighurst, Robert J. (1948): *Developmental tasks and education*. New York: Lonman.
- Henaff, Marcel (2002): *Le prix de la vérité. Le don, l'argent, la philosophie*. Paris: Seuil.
Deutsch: *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld, Philosophie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009.
- Henry-Huthmacher, Christine (2010). Einleitung. In: Henry-Huthmacher, Ch./ Hoffmann, E. (Hg.): *Wenn Eltern nur das Beste wollen ...* Sankt Augustin, KAS: 3-5
- Honig, Michael-Sebastian (2009): Das Kind der Kindheitsforschung. Gegenstandskonstitution in den ‚childhood studies‘. In: ders. (Hrsg.): *Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung*. Weinheim: Juventa, 25-51.
- Honneth, Axel (1992): *Kampf um Anerkennung*: Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Jurczyk, Karin./Szymenderski, Petra (2012): Belastungen durch Entgrenzung – Warum Care in Familien zur knappen Ressource wird. In: Lutz, Ralf (Hrsg.): *Erschöpfte Familien*. Wiesbaden: Springer-VS, 89-105.
- Kelle, Helga (2005): Kinder und Erwachsene, die Differenzierung von Generationen als kulturelle Praxis: In: Hengst, H. und Zeiher, H. (Hrsg.): *Kindheit soziologisch*. Wiesbaden: VS Verlag, 83-108.
- Kelle, Helga /Tervooren, Anja (2008): Hg.): *Ganz normale Kinder. Heterogenität und Standardisierung kindlicher Entwicklung*. Weinheim: Juventa.
- King, Vera (2002/2013): *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Springer-VS: Wiesbaden.
- King, Vera (2010a): Adoleszenz und Ablösung im Generationsverhältnis. Theoretische Perspektiven und zeitdiagnostische Anmerkungen. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 1/2010, 9-20.
- King, Vera (2010b): Bedingungen einer ‚Elternschaftskonstellation‘. Umgestaltungen der Identität zu väterlichen und mütterlichen Kompetenzen. *Kinderanalyse*, H. 1/2010: 1-27
- King, Vera (2011): Ewige Jugendlichkeit – beschleunigtes Heranwachsen? Veränderte Zeitverhältnisse in Lebenslauf und Generationenbeziehungen. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, Jg. 24, Heft 2, 246-266.
- King, Vera (2013a): Die Macht der Dringlichkeit. Kultureller Wandel von Zeitgestaltungen und psychischen Verarbeitungsmustern. *Swiss Archives of Neurol. and Psych.* SANP 2013; 164(7): 223-31.

- King, Vera (2013b): Optimierte Kindheiten. Paradoxien familialer Fürsorge im Kontext von Beschleunigung und Flexibilisierung. In: Dammasch, F./Teising, M. (Hg.): *Das modernisierte Kind*. Frankfurt/M. Brandes & Apsel, 31-51.
- Klein, Melanie (1957): *Neid und Dankbarkeit*. Gesammelte Schriften, Bd. III. Stuttgart 2000.
- Klitzing, Kai von (2002): Jenseits des Bindungsprinzips. In: Steinhardt, K. u. a. (Hg.): *Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit*. Gießen, Psychosozial, 87-99.
- Koselleck, Reinhart (2000): *Zeitschichten*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Legendre, Pierre (1985): *L'inestimable objet de la transmission. Etude sur le principe généalogique en Occident*. Paris: Fayard.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne; Haubl, Rolf; Brumlik, Micha (2006) (Hg.): *Bindung, Trauma und soziale Gewalt*. Schriften des Sigmund-Freud-Instituts. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne/Pfeiffer, Rolf (2013): Embodiment: Den Körper in der Seele entdecken – Ein altes Problem und ein revolutionäres Konzept. In: dies. u.a (Hg.): *Embodiment – ein innovatives Konzept für Entwicklungsforschung und Psychoanalyse*. Göttingen: V & R; 14-38.
- Lüscher, Kurt/Hoff, Andreas (2012): Intergenerational Ambivalence: Beyond Solidarity and Conflict. In: Albert, Isabelle/ Ferring, Dieter (Hg.): *Intergenerational realtions in society and family. European Perspectives*, Cambridge: Polity Press: 31-51.
- Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, Vol. 7., Nr 2.
- Mauss, Marcel (1975): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. In: ders.: *Soziologie und Anthropologie*, 2 Bde.; München.
- Prout, Alan (2011): Taking a Step Away from Modernity: reconsidering the new sociology of childhood. *Global Studies of Childhood*, 1(1), 4-14.
- Ricoeur, Paul (2006): *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Sandel, Michael (2008): *Plädoyer gegen die Perfektion*. Ethik im Zeitalter der genetischen Technik. Berlin: Berlin University Press.
- Stern, Daniel (1995): *The Motherhood Constellation*, New York: Basic Books.
- Tomasello, Michael (2006): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Zur Evolution der Kognition. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bruno (2000): *Das leibliche Selbst*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Winnicott, Donald W. (1958): Über die Fähigkeit, allein zu sein. In: ders: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Frankfurt/M. (Fischer) 1988, 36-46.
- Zeihner, Helga (2009): Kindheit zwischen Zukunftserwartungen und Leben in der Gegenwart. In: King, Vera und Benigna Gerisch (Hg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*. Frankfurt/M.: Campus, 223-241.

Vulnerable Kinder

Interdisziplinäre Annäherungen

Andresen, S.; Koch, C.; König, J. (Hrsg.)

2015, VI, 239 S. 4 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-07056-4